

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Abtheilung, und des Wintertages, an dem es nur in einer Abtheilung ausgeben wird.



Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nach dem Jahr, möglichst „Vork.“ der „Zweiten Beilage“ und der „Mittwochlichen Beilage“ (Mittwoch) 5 Mk. 25 Pf., monatlich 1 Mk. 75 Pf.

Berliner Tageblatt.

Nr. 41.

Berlin, Donnerstag, den 25. Januar 1883.

XII. Jahrgang.

Dem heutigen Blatte liegt eine besondere Fest-Nummer bei.

Berthold Auerbach's „Meister Bieland und seine Gesellen“

Die Veröffentlichung des letzten, hinterlassenen Werkes Berthold Auerbach's, „Meister Bieland und seine Gesellen“ beginnt wir in der ersten Hälfte des Monats Februar im „Berliner Tageblatt“, hierdurch ist allen neu hinzutretenden Abonnenten Gelegenheit geboten, dieses interessante Werk, einen Roman der „Berliner“ ist, dessen populären Stoff der heimgegangene Meister von seinem idealen didaktischen Standpunkt behandelnd, hat, kennen zu lernen.

Friedrich Friedrich: „Am Horizont“

Ein ungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den volksthümlichen Klängen unserer Zeit geschöpft ist. Ferner wird die Veröffentlichung der

Memoirs des Geh. Reg.-Rath Stieber, welche allgemeines Interesse erregen.

Abonnements für die Monate Februar und März auf das „Berliner Tageblatt“ noch seinen werthvollen Beilagen: „Mittwochliche Beilage“, „Lokal- und Provinzial-Beilage“, „Mittelschiff“, „Mittelschiff“, „Gartenbau und Hauswirtschaft“, nehmen entgegen alle Reichs-Postämter, in Berlin sämtliche Zeitungs-Expeditionen, alle Stadtpostämter, sowie die unterzeichnete Expedition zum Preise von nur 3 Mark 50 Pf.

für alle 4 Blätter zusammen. Expedition des „Berliner Tageblatt“, Jenußmerstraße 48.

Die Mißstände im Postetat.

Der Postetat ist also von der Budgetkommission des Reichstags wieder einmal demüthigt, und wenn der Reichstag seinen Segen dazu giebt, so kann nach dem bisherigen Verlaufe wieder ein Jahr weiter gewirtschaftet werden. Am Schluß des Jahres wird Excellenz Stephan wieder rund seine zwanzig Millionen Ueberflüssigkeit erziel haben und als Minister eines Verwaltungsraths bestehen. Aber wie diese zwanzig Millionen zusammenkommen, davon wird wahrscheinlich wieder keine Rede sein. Denn wenn dies Alles offenkundig wäre, so würde sich schwerlich eine Majorität von Volksvertretern finden, welche von diesem Gelde zu sagen sich getraute: non est.

Die Budgetkommission hat festgestellt, daß kein Etat einen solchen Mangel an Ueberflüssigkeit aufweise, wie der Postetat. Es werden darin Summen in Dausch und Bogas angeführt, die weit in die Millionen gehen, aber wie dieselben im Einzelnen verwendet werden, das ist aus dem Etat schließlich nicht zu ersehen. Alle Staatsbehörden unterliegen der Kontrolle durch die Volksvertretung und unterwerfen sich derselben aufs Bereitwilligste; die Postverwaltung allein sucht sich, soweit irgend möglich, dieser Kontrolle zu entziehen, und leidet mit nur allzu gutem Erfolge. Nicht der Volksvertretung ist es, hier mit aller Entschiedenheit einzugreifen und es nicht länger zu dulden, daß die ihr zustehende Prüfung auch dieses Staatsverwaltung zur reinen Chimäre werde.

Um den Fortgang der Berathung des Etats nicht in unliebsamer Weise zu unterbrechen und aufzuhalten, hat die Budgetkommission für diesmal darauf verzichtet, nähere Nachweisungen darüber zu verlangen, wie die Postverwaltung von Millionen sich auf die einzelnen Ressorts und Beamtenstellen vertheilt, dagegen den Vertretern der Reichspostverwaltung bemerksamer gemacht, daß für die Folgezeit eine eingehende Spezialführung dieser massenhaften Summen erwartet werden müsse. Davon aber wollten die Herren Vertreter der Postverwaltung nichts hören, ihre Erklärungen wadeten vielmehr den Eindrücken, als ob sie trotz dieser Mahnung auch für die Zukunft Alles beim Alten zu lassen gedächten. Diese Nichtbeachtung der berechtigten Wünsche der Volksvertretung wird daher dazu beitragen, daß man im nächsten Jahr ganz direkte Anträge auf eingehendere Darlegung der Zwecke stellt, für welche die großen Geldsummen gefordert werden.

Hier wird also der Reichstag die Gelegenheit haben, den Nagel einzuschlagen, an den sich das Weitere aufhängen läßt. Unter diesen Umständen denken wir uns eine gründliche Untersuchung der Verhältnisse, an denen die Verhältnisse der Postverwaltung leiden zu sein scheinen, als die jedes anderen Ressorts. In keinem Verwaltungsbezirk sind die Klagen der Subalternen und Unterbeamten so allgemein, so eindringlich und übereinstimmend, als in der Postverwaltung, und wenn es schon wahr sein mag, daß es unglückliche Beamte so gut wie unglückliche Menschen überhaupt in allen Lebenslagen giebt, so sollte doch schon die alles Maß überschreitende Mangelhaftigkeit der Beschwerden ganzer Kategorien der Beamten die Volksvertretung endlich veranlassen, sich einmal eingehender nach der Ursache dieser auffälligen Erscheinung zu erkundigen.

Eingekommen, wenn auch noch in sehr ungenügender Weise,

hat ja die Budgetkommission dieser Untersuchung schon vorgearbeitet. So hat sie beispielsweise festgestellt, daß im Postetat für ganze Beamtenklassen gar keine Minimalhöhe des Gehalts, sondern nur Maximalhöhe, und auch diese nur durchschnittliche angegeben sind. Es betrifft das die Postboten und die Landbriefträger. Die Vertreter der Postverwaltung mußten zugeben, daß für alle diese Beamten eine gleichmäßige Abkantung der Gehälter überhaupt nicht stattfindet, ja, daß das angegebene Maximum auch nur eine leere Illusion sei, insofern keiner dieser Beamten dasselbe jemals zu erlangen hoffen könne. Die Postverwaltung hat hier also völlig freie Hand, die Gehälter nach Willkür und Gutdünken zu bemessen, und die Ueberflüsse, sowie das Zugeständlich, daß das Gehaltsmaximum an die erwählten Beamten niemals ausgezahlt werde, befehlen uns darüber, daß die Postbehörden von der ihnen belassenen Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch machen. Die Budgetkommission hat die Gehälter der Postboten, Landpostboten und Landbriefträger überdies geradezu als unzureichend bezeichnet, erzieht aber einfach zur Antwort, daß die Postverwaltung von der bisherigen Normierung der Gehälter nicht abgehen könne.

Etwas Aehnliches ist noch in keinem andern Verwaltungsbezirk erlebt worden. Wenn man für die Volksschullehrer Gehaltserhöhungen fordert, so mag ja der Kultusminister mit gutem Grund behaupten, es fehle ihm die Mittel dazu, denn sein Ressort erzielt keine Ueberflüsse, er ist auf den Finanzminister angewiesen, und wenn dieser erklärt, die allgemeine Finanzlage gehe ihm nicht, dem Kultusministerium größere Geldbeträge zur Verfügung zu stellen, so muß es dabei vor der Hand sein Bewenden haben. Aber die Postverwaltung hat Jahr für Jahr thatsächliche und sehr erhebliche Ueberflüsse; ihre Beamten klagen unaufrichtig über ihre ungenügende Besoldung und Arbeitsüberhäufung; die Volksvertretung konstatirt — wenigstens bei den vorerwähnten Beamtenklassen — daß das Gehalt unzureichend sei, und gleichwohl und trotz alledem lautet die Antwort: es muß Alles bleiben, wie es ist.

Unter diesen Umständen mag die Postverwaltung und ihr hoher Chef noch so oft die Versicherung abgeben, daß sie sich in dem Wohlwollen für ihre Beamten von Niemandem übertreffen lassen möchten, diese Versicherung wird, so fürchten wir, nur wenig gläubige Herzen finden. Vor Allem aber sollte der Reichstag nie nicht so gläubig hinhören. Er muß durchaus mit eigenen Augen sich überzeugen, wie es in der Postverwaltung aussehend, und dazu ist eine spezialisirte Staatsaufstellung das beste

Nach dem Tode. Novelle von Iwan Turgenjew.

(1882.) Deutsch von Ludwig Pfelz. (6. Fortsetzung.)

Der wahre Name Clara Militsch war Katharina Milowidow. Ihr vor einiger Zeit gestorbener Vater war Zeichenschner am Gymnasium zu Kasan. Er malte schlechte Portraits und Kirchenbilder, und galt für einen Trunkenbold und einen Hausknecht. Er hinterließ: 1) eine Wittve aus der Kaufmannsgasse, eine dumme Frau, eine absolut dumme Frau, ganz wie aus einer Ostroskischen Komödie, und 2) eine Tochter, die viel älter als Clara war und ihr kaum ähnlich sah, eine sehr intelligente aber exaltirte, frant-hofte Person, eine sehr merkwürdige Person, mein Freund, und entwickelt, sehr entwickelt! Sie lebten Beide, Mutter und Tochter, ganz anhänglich in einem kleinen, recht netten Häuschen, das sie aus dem Erbsis dieser bössartigen Portraits und dieser nichtswürdigen Bilder erworben hatten. Clara, in dessen, oder Katia, wenn Du willst, hatte seit ihrer Kindheit alle Welt durch ihre Fähsigkeiten in Gewissamen gelegt. Aber sie war launisch, anfälligen Charakters; sie genies sich unaufrichtig mit ihrem Vater. Da sie eine angenehme Neigung für das Theater hatte, entließ sie in sechzehnten Jahr aus ihrem väterlichen Hause, mit einer Schauspielerin. „Mit einem Schauspieler?“ unterbrach ihn Aratof. „Nein, nicht mit einem Schauspieler, sondern mit einer Schauspielerin, der sie sich angeschlossen hatte. Allerdings hatte diese Schauspielerin einen Liebhaber, einen reichen, ziemlich alten Herrn, der sie einzig aus dem Grunde nicht heirathete, weil er schon verheiratet war. Bevor sie nach Moskau kam, hatte Clara in Bro-

hingschultheater gelungen und gespielt; dann, nachdem sie ihre Fremden, die Schauspielerin, verloren der Beschützer war gestorben oder er hatte sich mit seiner Frau verdröhnt, Knupper wußte es nicht genau, hatte Clara die Bekanntschaft der Fähsigen gemacht, dieses „Gothweibes“ fügte der Erzähler mit Ueberzeugung hinzu, „das Du, Jascha, nie nach seinem wahren Werth zu schätzen müßtest! Endlich bot man Clara das Engagement in Kasan an, sie acceptirte, obwohl sie oft verdröhnt hatte, sie würde Moskau nicht verlassen. Und wie liebten sie die Kasaner! Es war erstaunlich! Bei jeder Vorstellung Bouquets und ein Geschenk, Bouquets und ein Geschenk! Ein Getreidehändler, der erste Mann in der Provinz, hatte ihr sogar ein goldenes Tinfäß verdröhnt.“

Knupper hatte das Alles sehr erragt, aber ohne eine Spur von Sentimentalität erzählt und seine Rede nur durch Ausrufe: „Das willst Du auch wissen? In welchem Zweck?“ unterbrochen, während Aratof, der ihm mit verzehrender Aufmerksamkeit anhörte, immer genauer Details von ihm verlangte. Als endlich Alles gesagt war, schweig Knupper und belohnte sich für seine Anstrengung mit einer Cigarette.

„Aber warum hat sie sich denn vergiftet?“ fragte Aratof. „Es heißt in der Zeitung...“

Knupper hob beide Hände in die Luft. „Ah! das kam ich nicht sagen, ich weiß es nicht. Aber die Zeitung schwatzt Unsin. Claras Leben war exemplarisch, Liebschaften! mit ihrem Stolz! Denn sie war stolz wie Sutan in Person und unnahbar! Ich habe es Dir ja gesagt: ein Kopf, hart wie Stein! Wirst Du es glauben? Ich habe sie doch sehr genau gekannt, und dennoch habe ich nie Thränen in ihren Augen gesehen.“

„Und ich, ich habe sie gesehen,“ badete Aratof. „Ich muß inessen sagen, daß ich in der letzten Zeit eine große Veränderung an ihr wahrgenommen habe. Sie war wortfarr,

schweigend geworden; man konnte kaum ein Wort aus ihr herausbringen. Ich habe sie mehrermal gefragt: „Sollte Sie Niemand beleidigt haben, Katharina Semionowna?“ denn ich kannte ihren Charakter recht gut. Eine Beleidigung konnte sie nicht ertragen. Sie schwieg und baute! Selbst ihre Erfolge auf dem Theater machten ihr kein großes Vergnügen. Die Bouquets regnen von allen Seiten und sie lächelt nicht einmal. Auf das Tinfäß des Kornhändlers hat sie kaum einen Blick geworfen. Sie belogte sich, daß ihr Niemand eine wahre Noth schreibe, das, was sie darunter verstand. Den Versuch aber hatte sie ganz aufgegeben. Verzeih mir, Bruder, aber ich habe ihr wieder erzählt, was Du über ihren Mangel an Schule gesagt hast... Aber bei alledem ist es unbegreiflich, daß sie sich vergiftet hat! Und auf welche Art noch dazu!“

„In welcher Rolle... hat sie den größten Erfolg gehabt?“ Aratof hatte fragen wollen, in welcher Rolle sie zuletzt aufgetreten wäre; aber Gott weiß, warum er nach etwas Anderem fragte.

„In der Grumia von Ostroski; aber ich wiederhole Dir, keine Bielenen, keine Urtheile selbst: sie lebte in dem Hause ihrer Mutter. Du weißt, es giebt solche Kaufmannshäuser: in jedem Winkel ein Haufen Heiligenbilder und eine Lampe davor; eine erstehende Hige, ein laurer Kreuz; im Salon nichts als Stühle an den vier Wänden entlang, Geranienbüsche an den Fenstern, und überall ein Besuch kommt, fängt die Herrin des Hauses an: Ach, ach! ach! mein Gott! zu frühnen, als ob ein Feind hereinträte. Glaubst Du, da könne man „den Hof machen“ oder eine Bielenen anknüpfen? Selbst mich ließ man nicht immer ein. Ihre Noth, eine dicke Bäuerin in einem Sarafan aus Amalatsch-Reinen, mit hängenden Brüsten, stellt sich vor Dich hin mit gespreizten Beinen und brüllt Dich wüthend an: „Wo willst Du hin?“ Nein, ich